

Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2013. "Zu diesem Heft." *Evangelische Theologie* 73 (6): 403–4. <https://doi.org/10.14315/evth-2013-73-6-403>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

»Was ist Wahrheit?« So antwortet bekanntlich Pilatus auf Jesu Bekenntnis, er sei »in die Welt gekommen, um für die Wahrheit zu zeugen« (Joh 18,37f.). Die berühmte Frage verrät weniger ein Interesse an der Wahrheitsfindung als die erfahrungsgesättigte Skepsis, dass pragmatisch-realpolitisch die Frage nach der Wahrheit anscheinend keine notwendige Bezugsgröße für erfolgreiche Handlungsorientierung darstellt. Die erkenntnikritische Neuzeit hat die menschliche Wahrheitsfähigkeit dann auf breiter Front grundsätzlich problematisiert. Nietzsche entlarvte Wahrheitsbehauptungen als bloße Durchsetzungsverstärker für Machtansprüche, und Utilitarismus und Pragmatismus schienen der Wahrheit allenfalls noch als Funktion der Nützlichkeit Bedeutung einzuräumen.

Christoph Seibert zeigt indes in seinem Beitrag, der diese Ausgabe der »Evangelischen Theologie« eröffnet, dass der amerikanische Pragmatismus durchaus ein eigenständiges Verständnis von Wahrheit entwickelt hat, von dem auch die Theologie lernen kann. Denn der Pragmatismus binde die Nützlichkeit von Überzeugungen an die anspruchsvolle Bedingung, dass sie »eine kohärente Wirklichkeitserschließung und sinnhafte Verhaltensorientierung in den verschiedenen Lebenszusammenhängen ermöglichen« und in diesem Sinne wahr sind. Auch die »Wahrheit der Religion« hat ihren Ort nicht in abstrakten Aussagezusammenhängen, sondern in der Bedeutsamkeit religiöser Überzeugungen für die Orientierung der Lebensführung. Seibert identifiziert in der religiösen Praxis Wahrheitsunterstellungen, die aber häufig implizit bleiben und nur in spezifischen Kontexten und unterschiedlichen Formen – »z. B. Kultus, Bekenntnis oder Lehre« – explizit werden. Alle religiös-theologischen Inhalte sind dem

»Bewährungstest« ausgesetzt, inwieweit sie in verschiedenen Kontexten und »*in the long run*« die Lebensführung zu orientieren und dabei auch Erfahrungen des Scheiterns deutend zu integrieren vermögen. Diesem Bewährungsvorbehalt könne aber, so Seibert, »zumindest im Licht einer protestantischen Lesart des christlichen Glaubens mit guten Gründen zugestimmt werden«.

Im Horizont dieser Überlegungen haben die drei folgenden Beiträge gemeinsam, dass sie auf ganz unterschiedlichen Feldern die Bedingungen reflektieren, unter denen (christliche) Wahrheitsfragen gestellt werden.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor sieht in seiner monumentalen Studie »Ein säkulares Zeitalter« die Lage der Religion in der Moderne gekennzeichnet durch drei Faktoren: einen Bedeutungsschwund des Religiösen in der Öffentlichkeit, einen Rückgang individuell praktizierter Religiosität und – vor allem – einen Charakterwandel des Glaubens selbst, der nur noch im Bewusstsein der Alternative eines zum Massenphänomen gewordenen »immanentalen«, d.h. Transzendenz ablehnenden, »Humanismus« gelebt und verantwortet werden kann. *Günter Thomas* unterzieht diese Beschreibung einer »protestantischen Lektüre«, die deshalb nötig ist, weil für den Katholiken Taylor dem Protestantismus bei der Entstehung dieses »immanentalen Humanismus« eine (ungewollt) katalysierende Rolle zukommt: Namentlich der Calvinismus habe die schon im Hochmittelalter aufgebrochene Tendenz zur Entzauberung und rationalen Regulierung der Welt und zur Ausgrenzung der vielfältigen Formen des Numinosen massiv verstärkt und damit einer immanentistischen Weltdeutung den Weg bereitet. Thomas beleuchtet die Hintergrund-

annahmen von Taylors neuzeitgeschichtlicher »Großerzählung«, analysiert kritisch seine Protestantismusdeutung und skizziert eine protestantische Alternative zu dem mystischen Glaubenskonzept, in dem Taylor die Zukunftsgestalt des Christentums zu erkennen meint.

Auch *Henning Wrogemanns* programmatischer Vorschlag, im theologischen Fächerkanon das Fach Missionswissenschaft im Horizont einer »Interkulturellen Theologie« neu zu akzentuieren, verdankt sich der Diagnose, dass im global ausgebreiteten Christentum der Gegenwart die »Ausgestaltungen christlicher Lebensformen weltweit« so vielfältig und damit die Kommunikationsbedingungen des Glaubens so komplex geworden sind, dass ihre Wahrnehmung und Analyse eines differenzierten Instrumentariums bedarf. Interkulturelle Theologie müsse ihre Inhalte im Blick auf »die kultursemiotische, die diskurs-theoretische, die konnektive, die kommunikative und die transformative Dimension« entfalten. Dabei wird sichtbar, dass Kulturen »mitnichten abgrenzbare Identitäten« sind, sondern ihre Identität »durch konfliktive Aushandlungsprozesse« gewinnen. Deshalb werden »bei der Ausbreitung der christlichen Religionsformation einerseits Kulturen und Kontexte durch christliche Präsenzen und Praktiken verändert«, während andererseits »christliche Akteure individuell wie sozial kulturell-kontextuelle Veränderungen erfahren«. Christliche Mission ist also als »qualitatives wie quantitatives Transformationsgeschehen« zu verstehen, das keinen der Beteiligten unverändert lässt und »laufend neue Ausdrucksgestalten christlicher Präsenz« erzeugt. Als »interkulturelle Theologie« speist Missionswissenschaft die Wahrnehmung dieser Dynamiken in die theologische Ausbildung ein.

Hanna Roose untersucht die tiefenstrukturellen Bedingungen des schulischen Religionsunterrichts und arbeitet als entscheidende Herausforderung für die Lehrkräfte die spannungsvolle normative Kopräsenz von »Überwältigungsverbot und Positionierungsgebot« heraus. Weil es Religion

primär mit »unentscheidbaren Fragen«, d.h. mit existenziell relevanten Fragen, für die es aber keine »objektiven«, personunabhängigen Antworten gibt, zu tun hat, müssen Lehrerinnen und Lehrer die individuelle religiöse Einbildungskraft und Kreativität der Schülerinnen und Schüler respektieren und zu ihrer Entfaltung ermutigen, sollen zugleich aber ihre eigene Positionalität und theologische Kompetenz nicht verstecken, sondern förderlich einbringen. Wie schwer diese im Grundsatz sofort einleuchtende Forderung im Mikrokosmos des Schulalltags einzulösen ist, illustriert Roose in der exemplarischen Analyse des Unterrichtsgesprächs in einer dritten Grundschulklasse.

Die Rubrik »Zur Situation« ist am Ende des Jahres 2013 dem 40-jährigen Jubiläum der Leuenberger Konkordie gewidmet. *Michael Weinrich* würdigt die epochale kirchenhistorische Bedeutung der Konkordie und sieht ihre besondere Stärke darin, dass sie nicht nur die Spaltungen der Vergangenheit überwinden konnte, sondern zugleich einen starken Impuls für weitere Gespräche setzte. Weinrich macht aber auch auf die Gefahr einer selbstgenügsamen ökumenischen Stagnation aufmerksam und fordert, »Rückfragen von außen« etwa im Blick auf die sichtbare Gestalt der Kirchengemeinschaft ernst zu nehmen: »Die Konkordie muss weiterhin als Doppelpunkt und darf nicht als eine Bastion verstanden werden.« *Michael Welker* berichtet anschließend über eine internationale ökumenische Tagung, die anlässlich des Konkordienjubiläums nach »Kirchengemeinschaft als zukunftsweisendes Modell kirchlicher Einheit?« fragte, und beantwortet diese Frage gerade wegen der in der Konkordie angelegten Dynamik kommunikativer Gemeinschaftsverstärkung mit einem »klaren Ja!«.

Im »Kritischen Forum« rezensioniert *Andreas Krebs* die 2012 erschienene Christologie von Michael Welker, die sich der abgebrühten Indifferenz des Pilatus schon im Titel entgegenstellt: »Gottes Offenbarung«.